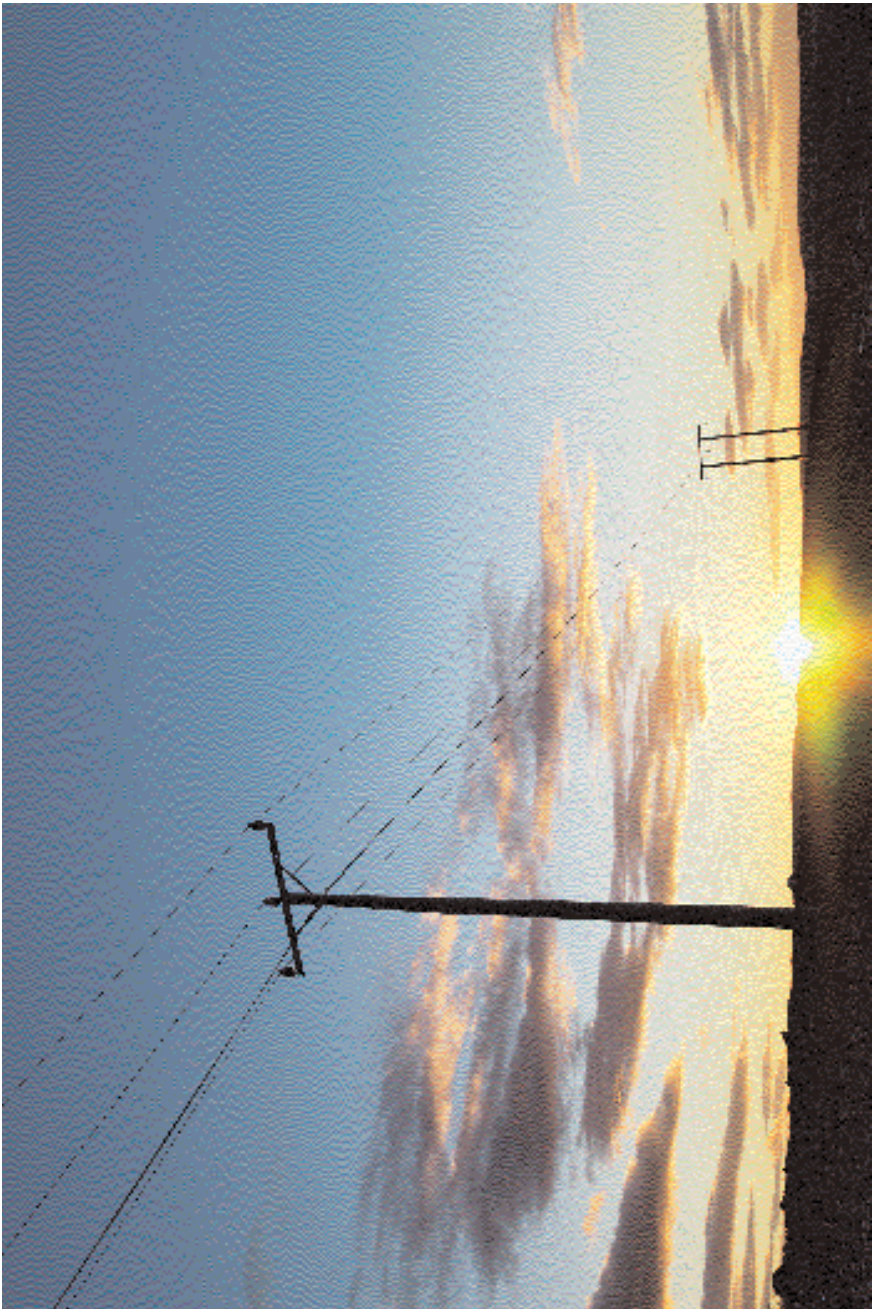


Unterwegs in RICHTUNG NICHTS

Auf einmal ist da dieser Wunsch, fernab aller Menschen zu sein. So weit weg, wie es geht. Allein zu zelten, nichts zu hören, nur die eigenen Schritte im Gras. Vielleicht, denkt Barbara Schaefer, 44, ist das Nichts der Schlüssel zum Glück. Sie fuhr **allein nach Norwegen** und ging einfach los

Ein klitzekleines Zelt in der großartigen Landschaft Nordnorwegens, nahe der schwedischen Grenze

Foto: Barbara Schaefer



Vier Wochen lang einfach unterwegs sein. Mitte 40, findet Barbara Schaefer, ist das perfekte Alter, um sich solche Freiheiten herauszunehmen

Der Tiefpunkt kommt an einem Morgen. Ich sitze an der Straße, auf meinem Rucksack, versuche zu trampen, es beginnt zu regnen. Ich kauere mich unter die gelbe Rucksack-Regenhülle, starre auf die Fernstraße E6, auf eine Kolonne von Wohnmobilen, die zum Nordkap fährt – und beginne zu singen. Der Wahnsinn muss in mich gefahren sein in dieser schlaflosen Nacht im Zelt, ich singe in einer Endlosschleife Zeilen von Dido: „Oh I am what I am, I do what I want, but I can't hide.“

Norwegen also. Mein geliebter, weiter, menschenleerer Norden. Vier Wochen lang bin ich unterwegs, ich bin 44 Jahre alt und schlafe zum ersten Mal in meinem Leben mitten in der Natur allein im Zelt. Mutterseelenallein. Das Zelt ist meine ganze Welt. Meine tägliche Aufgabe ist betörend schlicht und sehr weit weg vom Alltag. Sie heißt: Gehe von A nach B. Sonst nichts.

Mitte 40 ist das perfekte Alter für eine Reise wie diese. Man kann Dinge tun, die man sich nie getraut hat, darf kindisch sein und erwachsen, kann Dido hören und Johnny Cash und Anna Netrebko. Mal edel leben, mal wild, je nachdem. Man kann zu Hause teure Cremes benutzen und draußen, in Wind und Wetter, all das vergessen, in die Sonne blinzeln, die Haut mit eiskaltem Wasser waschen oder auch gar nicht, bis sich der Dreck in allen Fältchen festsetzt und das Gesicht Tag für Tag schöner macht. Schließlich: Man kann sich Freiheiten herausnehmen.

Ich will wissen, ob es stimmt: dass das Glück sehr nah am Nichts liegt. Einem selbst gewählten Nichts in meinem Fall, einem Leben, das für einige Zeit ohne Flügeltüren und den Stuck meiner Berliner Altbauwohnung auskommt. Einem von materiellem Ballast befreiten Leben. Der Schweizer Autor Alain de Botton fand bei dem griechischen Philosophen Epikur eine Antwort auf die Frage, was bei Geldmangel Trost verspricht: Wenn die grundlegenden Bedürfnisse gestillt sind, ein Dach über dem Kopf, etwas zu essen und Freunde im Leben, steigt mit allem Geld der Welt das Glücksgefühl nur noch marginal an. Freiheit heißt, dass man nichts mehr zu verlieren hat – Janis Joplin hat es anders gemeint, es passt trotzdem. The best things in life are free, schreibe ich an einem Abend ins Notizbuch.

In den vier Wochen wandere ich nicht Tag für Tag, ich habe mir besonders schöne Landschaften und Wege herausgesucht, zu denen ich mit der Bahn oder mit Bussen fahre oder trampe. Von dort gehe ich dann los.

Die erste Wanderung führt von Skaiti nach Sulitjelma in Nordnorwegen. Von einer zunächst weiten Landschaft mit losen Birken und Lichungen voller zartila Orchideen geht es in ein enger werdendes, grün durchwuchertes Tal. Ich gehe einen ganzen Tag. Ich treffe niemanden. Nicht einen Menschen.

Nahe den Wasserfällen baue ich das Zelt auf. Von den Felsen ringsum robt und stiebt das Schmelzwasser, wildromantisch ist das, wenn auch laut wie auf einer Verkehrsinsel. Ich bin entzückt,



„In Skandinavien passiert doch nichts“, sagte der Outdoor-Berater. Barbara Schaefer nahm trotzdem Pfefferspray mit, für einsame Nächte am Fjord

so ein Eckchen gefunden zu haben, denn mir hat nie jemand beigebracht, wie man einen Platz zum Zelten aussucht. Nun steht also mein klitzekleines Zelt in dieser großartigen Landschaft: ein schliches grünes Tal. Für mich ist es das Paradies.

Mein Zelt und ich: Der Anfang war klassisch, „die bauen sich kinderleicht auf“, sagte der Verkäufer und puselte ewig herum, weil er eine Öse fürs Gestänge nicht fand. Einmal wollte ich es selbst ausprobieren, vor der Tour. Ich schob den Schreibtisch beiseite, fand alle Ösen, wollte keine Heringe ins Parkett rammen und verzurrte das Zelt an Regalen und Tischbeinen. Es stand schief da, aber es war ja nicht windig in meinem Arbeitszimmer. Ich habe eine Nacht darin geschlafen, bei offener Balkontür. Und sehr gelacht über mich selbst.

In dem Outdoor-Laden kannten sie mich schon, ich hatte tausend Fragen. Ein schlaksiger junger Verkäufer wusste immer Rat. Schließlich wollte ich Pfefferspray, na ja, wegen der einsamen Nächte. Er lachte. „Was wollen Sie denn damit“, sagte er, „in Skandinavien, da passiert doch nichts.“ Ich sagte ihm, als Frau sähe ich das etwas anders. Pfefferspray aber betäube Bären wie Menschen nur 20 Minuten – wohin ich in der Zeit entkommen wollte? „Da brauchen Sie schon eher etwas hiervon“, sagte er – und zeigte auf die Wand mit den Holzäxten.

Wie der Wunsch gereift ist, allein mitten in der Natur zelten zu wollen, kann ich nicht mehr genau sagen. Er hat sich Jahre, Jahrzehnte sogar, Zeit gelassen. Ich habe die falschen Bücher

gelesen, damit fing es an. „Harka“ und „Tecumseh“ statt „Hanni und Nanni“, den ganzen Karl May rauf und runter, die „Höhlenkinder“. Als ich Kind war, stand einen Sommer lang auf unserer schwäbischen Obstwiese ein Zelt, dieser sandfarbene Klassiker, so würden wir heute noch ein Zelt malen. Ich wollte natürlich eine Nacht darin verbringen, dann kamen Ohrenzwicker, ich flüchtete ins Haus, alle lachten, für Jahre war's das.

Den ganzen nächsten Tag wandere ich in das grüne enge Tal hinein, bis es plötzlich weit und offen wird. Ein See legt sich mir zu Füßen, umrahmt von Granitbergen, die noch mit Schneeresten bedeckt sind und sich wie Dalmatiner herumfläzen. Wie ein Spiegel liegt der See da, verdoppelt mir die Landschaft noch. Rechts um den See herum käme man zu einer Hütte, ich gehe links herum. Ich will um nichts in der Welt auf den Luxus verzichten, wieder in mein Zelt schlüpfen zu können.

Bin ich mutig? Mut ist eine so relative Größe. Wer in einem kleinen Dorf lebt, wird für die Fahrt in einer nächtlichen Berliner U-Bahn vielleicht seinen ganzen Mut zusammennehmen müssen. Und wer in Berlin lebt, pfeift schon mal im Wald, um sich nicht allein zu fühlen. Wer so viel reist, wie ich das tue, spannt seine persönlichen Grenzen vielleicht weiter, er ist aber deshalb nicht unbedingt mutiger, nur erfahrener. Wie der Sportkletterer, der sich frei hängend über dem Abgrund fotografieren lässt, nicht mutiger sein muss als ein Wanderer, der das erste Mal einen gebirgigen Weg geht. Ich rede mir nicht Mut zu, sondern höre

Fotos: Getty Images, Mauritius



Wasser tobt von den Felsen, laut und trotzdem beruhigend: „Die Natur betört mich mit ihrer Gleichgültigkeit. Ob ich lache oder weine, es ist egal.“

auf meine Angst. Eine der Wanderungen auf dieser Reise breche ich nach zwei Stunden ab. Es ist neblig, das Gelände alpin, mir wird bang, ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, es gibt keinen vernünftigen Grund für dieses Gefühl. Ich drehe einfach um. Und sage mir schließlich, wenn auch zähneknirschend, dass dazu mehr Mut gehörte als zum Weitergehen.

Jeden Abend begeistern mich die Verrichtungen, die man in der Natur schnell lernt. Ich hantiere mit dem Kocher, als würde ich seit Jahren Expeditionen leiten, bastle aus Steinen Windschutz, hole Wasser an Bächen, im See. Mir ist sehr abenteuerlich zumute, „ein immenses Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit“, schreibe ich abends auf. Nachts schlafe ich tief und fest, ich bin müde, das auch, aber ich habe zu meiner eigenen Überraschung kaum Angst. Bären gibt es hier nicht und Wanderer ja offensichtlich auch nicht. Aber nicht nur diese pragmatischen Gedanken beruhigen mich. Einen größeren Frieden strahlt die Natur selbst aus. Dieser See, der so unfassbar schön vor mir liegt, betört mich mit seiner Einsamkeit und seiner Gleichgültigkeit meinen Gefühlswallungen gegenüber. Ob ich lache oder weine, es ist egal. Also lasse ich mich fallen und werde aufgefangen.

Irgendwann ist der Rucksack zu schwer. Zwar bilden sich an den Oberarmen hübsche Muskeln, aber ich fluche jedes Mal, wenn ich den Sack hochwuchte. Dabei hatte ich alles gut geplant. Vor der Tour sah mein Arbeitszimmer aus wie ein Basislager für eine Expedition, auf dem Boden lagen Sport-BHs und Thermo-

unterhosen, Goretex-Jacken und Trekkingsschuhe. Ich sortierte aus. Ich bin nur 1,50 Meter groß und wiege 50 Kilo, das Gewicht meines Rucksacks sollte unbedingt unter 20 Kilo bleiben.

Das ist nicht einfach, wenn man allein wandert. Zelt, Kocher, Schlafsack, Gas-Kartuschen und Lebensmittel, das summiert sich – und vormweg kein kräftiger Mann, der sagt: „Komm, gib mir mal die schweren Sachen, nimm du die Schlafsäcke.“ Alles kam auf die Waage, und was zu leicht war dafür, auf die Briefwaage. Ich schnitt die Papierfähnchen von Teebeuteln ab, ich füllte Instant-Cappuccino in die dünnste Plastiktüte (das gab eine unglaubliche Sauerei im feuchten Rucksack), ich tauschte Sportunterhosen gegen hauchdünne Slips. Ich fand mich unsympathisch, erbsenzählerisch. Aber all das Messen und Wiegen folgte einem tieferen Sinn: der Lust nach Luxus. Ich sparte an jedem Gramm, um einen MP3-Player einzupacken, um mit Olivenöl Päckchenpasta aufzupeppen und einen Seelentröster dabeizuhaben: Bourbon (umgefüllt in ein Plastikfläschchen). Morgens, nach dem Frühstück, stapeln sich vor dem Zelt Tüten, Kocher, Waschzeug, Schlafsack, Isomatte – und dann geschieht immer das Wunder, dass schließlich alles in den Rucksack passt. Dass das alles ist, was man – für ein paar Tage – zum Leben braucht.

Schwankende, schmale Hängebrücken führen über die Bäche, auf die ich treffe, nur leider nicht über alle. Einer sprudelt neben mir her. Ich gehe flussaufwärts, schließlich komme ich tatsächlich rüber, bin stolz und ahne nicht, was noch auf mich



Zu Hause hat Barbara Schaefer die Fähnchen von den Teebeuteln abgeschnitten. Alles, was sie bei sich trägt, musste in den 20-Kilo-Rucksack passen

zukommt: Bäche, die tiefer sind als meine Stiefel hoch. Ich ziehe die Wanderschuhe aus, hänge sie mir um den Hals, schlüpfte in Trekking sandalen und taste mich durch knietiefes Schmelzwasser. Meine Füße fühlen sich erfroren an. Aber als ich am anderen Ufer anlange, schreie ich laut vor Begeisterung, finde mich unbesiegbar, ich knipse per Selbstauslöser an mir runter, und ich lache mich aus und sage mir: Mädchen, du spinnst.

Es ist fast ein Schock, als ich von einer Kuppe aus Hütten sehe. Wer von der anderen Seite dieses Tales hierher fährt, sagt vermutlich, er fahre für ein paar Tage in die Natur. Wer aber drei Tage gewandert ist und niemanden gesehen hat, fühlt sich schmerzlich in die Zivilisation zurückgeworfen. Das Zelt aufzubauen erscheint jetzt widersinnig. Ich würde am liebsten umdrehen, obwohl es regnet, ich nass und ausgelaugt bin.

Dieser Moment ist ein Tiefpunkt. Mir geht alles Mögliche durch den Kopf: Ist diese Wanderung ein Bild meines Lebens? Was ist wichtiger: aufzubrechen oder anzukommen? Wie viel Freiheit brauche ich, wie viel kann ich überhaupt aushalten? Aber ich sollte die Hoffnungen auf Erkenntnisgewinn nicht zu hoch hängen – sich solchen Tiefs aussetzen muss nicht zwangsläufig Weisheiten mit sich bringen, es kann auch zur plötzlichen Endlos-Dido-Schleife führen: „Oh I am what I am, I do what I want, but I can't hide.“ Dazu kommt es, als ich mich auf der Suche nach einem einsamen Weg verlaufe. Im eigentlich menschenleeren Nordnorge laufe ich zwei Stunden an einer viel befahrenen

Fernstraße entlang. Irgendwann kann ich querfeldein gehen und baue mein Zelt an einem Weg zu einem Nationalpark auf. Ich bin an diesem Tag 20 Kilometer gewandert, habe mich durchs Unterholz gekämpft, musste auf Asphalt marschieren. Ich bin demoralisiert. Es regnet. Ich schlafe die ganze Nacht nicht.

Am Morgen kann mir der Nationalpark gestohlen bleiben, mir ist nach einer langweiligen norwegischen Kleinstadt mit Einkaufszentrum. Ich gehe zur Straße zurück, setze mich in den Regen (I am what I am . . .). Ein rostiger Saab hält an, ein blondes Mädchen nimmt die Kopfhörer ab und schaltet den CD-Player aus, der auf ihrem Schoß liegt. Sie wuchert den Rucksack auf die Rückbank und fragt bedauernd, ob ich lange warten musste. Ich fange fast an zu heulen, so nett ist sie zu mir. Sie heißt Inger, ist Physiotherapeutin, freischaffend, pendelt zwischen zwei Ferienanlagen. Hier ein paar Stunden Arbeit, da ein Job. Sie macht einen spannenden Eindruck. Sie hat kein Haus, keine Wohnung, aber immerhin ein Bett in einem der Hotels. Es gab Zeiten, da lebte sie in einem Zelt, weil sie sich nichts anderes leisten konnte. Der Saab röhrt ein bisschen, und sie lacht: „Alles, was ich habe, ist in diesem Auto drin. Sogar meine Geige.“ Alain de Botton schreibt: „Es kann sein, dass wir schließlich einen Jeep erwerben, gestrebt aber haben wir nach Freiheit.“ Ich bin wahrscheinlich fast doppelt so alt wie Inger, und ich habe immer noch nicht genug Geld verdient, um mir einen Jeep zu kaufen. Aber wir beide, Inger und ich – ich glaube, wir brauchen auch keinen. □

Fotos: Getty Images, Barbara Schaefer